

Sherko Fatah

Mein Aufenthalt im Lenzburger Atelierhaus war, wenn ich mich recht erinnere, noch vor der Coronakrise von uns verabredet worden. Als ich endlich anreiste, schien er nun ganz im Zeichen ebenjener Krise stehen zu müssen. So kam es aber nicht. Nach sage und schreibe anderthalb Jahren uninspirierter Untätigkeit zwischen den Lockdowns in Deutschland empfingen mich ein blühender, liebevoll und sachkundig gepflegter Garten, ein helles Haus – das Atelierhaus – und ein strahlend sonniger Herbst.

Dafür dankbar, konnte ich nicht sofort mit der Arbeit beginnen, sondern musste mich zunächst auf Erkundungsfahrten mit dem Fahrrad begeben. Mir war bewusst, dass ich die kreative Arbeit damit hinausschob. Und doch wollte ich für die nächsten Monate, solange die Tage noch lang genug dafür waren, mir ein spezielles „Lenzburger Arrangement“ schaffen, das im Übrigen meinem „Berliner Arrangement“ sehr ähnelte: am frühen Nachmittag mit der Arbeit beginnen, danach eine kleine Entdeckungsfahrt inklusive diverser Einkäufe und am Abend, zuweilen bis spät in die Nacht, weitere Arbeit. Auf diese Weise konnte ich die eher sachliche, planende, das große Ganze überblickende Nüchternheit des Tages kombinieren mit einem kleinen Abenteuer und der eher detailverliebten, gefühlsbetonten Stimmung der Nacht. So richtete ich es mir ein und praktizierte es für beinahe drei Monate, unterbrochen nur durch ein paar Begegnungen mit Schweizer Schriftstellerinnen und Schriftstellern, einigen wenigen Veranstaltungen und einem mehrtägigen Ausflug in südlichere Gefilde der Schweiz.

Rückblickend war es ein äußerst erfolgreiches Arrangement; habe ich doch während dieser Zeit all die ungetane Arbeit endlich zustande gebracht (einen neuen Roman begonnen und mich von ihm schon unerwartet weit hinein in seine realitätsgesättigte Fantasielandschaft führen lassen) und damit auch meine stets nagende Unzufriedenheit mit mir selbst wenigstens besänftigt.

Neben anderen, die ich gesehen habe, sind mir zwei Orte in Lenzburg in diesen Monaten aus ganz unterschiedlichen Gründen besonders vertraut geworden: Zum einen die Straße vorbei an den beiden Gefängnissen für junge und ältere Straftäter – man sollte es nicht, ist bei ihrem Anblick aber doch versucht zu sagen: für Lehrlinge und Meister. (Welch schöne Entlastung von dieser Morbidität ist da doch der „Fünf-Sterne-Laden“ mit seiner Vision einer

Transformation von Kriminalität in friedliche und nützliche Dinge des täglichen Lebens!)

Zum anderen das „Himmelsleiterli“, auf dem ich öfter wirklich direkt in den Himmel aufstieg (mit einem Stechen im Knie), um mich, oben angelangt, umzuwenden und das Panorama zu genießen: linkerhand und etwa bis zum Zentrum das eher zivile und historische Lenzburg, rechterhand die Errungenschaften einer eher autobegeisterten Epoche samt Autobahnzubringer, Fabrikgebäuden und einem McDonald's. Für diesen Ausblick musste ich einen nur geringen Aufwand treiben – und das für etwas, was man so in einer Großstadt wie Berlin nur selten haben kann (und wenn, dann eintrittspflichtig von einem DDR-Turm aus).

Übrigens: Als ich in Lenzburg ankam, lag die Impfquote in der Schweiz deutlich unter der in Deutschland. Während der drei Monate meines Aufenthalts hatte man die Deutschen nicht ganz, aber beinahe eingeholt – und das ohne jedes Getöse. Das ist als Kompliment gemeint.